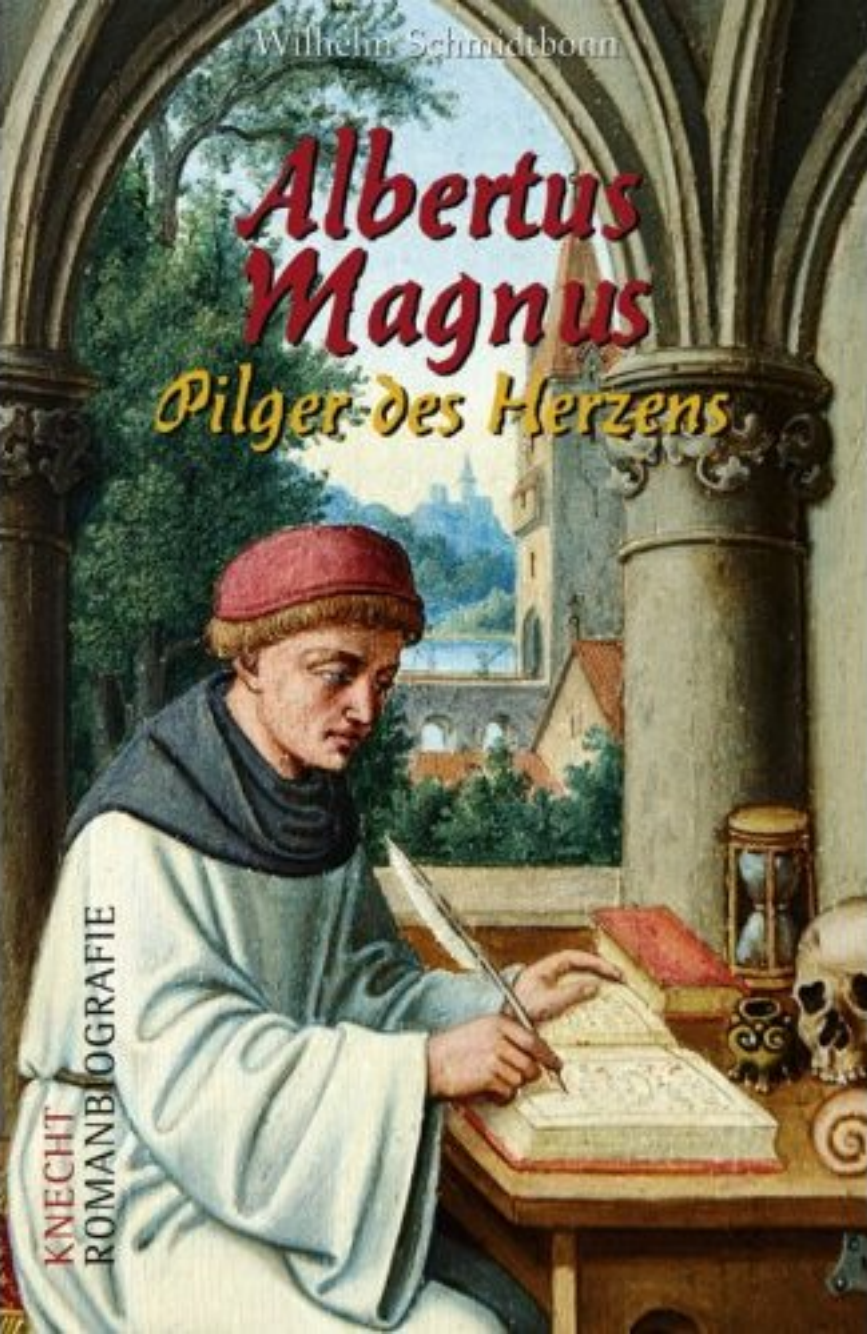


Wilhelm Schmidtbonn

# Albertus Magnus

## Pilger des Herzens

KNECHT  
ROMANBIOGRAFIE



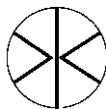
WILHELM SCHMIDTBONN

*Albertus  
Magnus  
Pilger des Herzens*

Neu herausgegeben von  
Pia Heckes und Peter Weinmann

Mit einem Geleitwort von  
Ludger Honnefelder  
und Nachworten von  
Pia Heckes und Henryk Anzulewicz

KNECHT  
FRANKFURT AM MAIN



Zuerst erschienen unter dem Titel  
«Albertuslegende» 1948 bei Balduin Pick in Köln.

Alle Rechte vorbehalten

© Verlag Josef Knecht in der Verlag Karl Alber GmbH 2008

[www.knecht-verlag.de](http://www.knecht-verlag.de)

Gesamtgestaltung und Konzeption:

Weiß-Freiburg GmbH – Graphik & Buchgestaltung

Illustration von Bernadette Trost

Nachsatz: Nach Heinrich Reifferscheid (1872–1945), Mittelrheinlandschaft: Sieben-  
gebirge mit Drachenfels, Rhein und Godesburg, Radierung 1903, 28,8 × 38,8 cm.

© Heinrich-Reifferscheid-Gesellschaft, Bonn

Texterfassung: Thomas B. Menne, Much

Herstellung: fgb · freiburger graphische betriebe 2008

[www.fgb.de](http://www.fgb.de)

ISBN: 978-3-7820-0909-6

*Dorwort von  
Wilhelm Schmidtbonn  
zur ersten Ausgabe  
1948*

Seit meiner Jugend, aus Sagenbüchern her, zog mich die Gestalt jenes Grafen an, der Barfüßermönch wurde, Allliebender, Allgütiger, Allversöhner, dem das Volk himmelverbundene Kräfte zusprach, das Abendland den Beinamen Der Große, die Gegenwart den Stand des Heiligen. Bei alledem war er eine Frohnatur.

Das wunderbare Leben dieses Albertus Magnus, obwohl geschichtliche Wirklichkeit, mußte mir wie dem Volk zur Dichtung werden, Vision, eine Stufe über meinen früheren Legendenbüchern.

Die Erinnerung an unsere Toten ist unzerstörbar, sie leben mit uns und leiten uns, lieblich und feurig.

Himmlische sind  
und Lebende beieinander.

Hölderlin



# *Albert in Padua*

VOR DEM HAUSE DES SCHWÄBISCHEN GRAFEN von Bollstädt in Padua sprang ein Reiter vom schweißnassen Pferd und übergab dem heraneilenden Diener den Zügel. Er ging die steinerne Außentreppe hinauf durch die schwere Tür und ließ sich zum Hausherrn führen, ohne seinen Namen zu nennen.

Als er, in mittleren Jahren, mit feinen Gliedern, verstaubt von der Reise und mit wirrem Haar vor dem breiten Mann stand, sagte er zögernd und doch vertraut: «Kennst du mich nicht?»

Der Hausherr sah ihn schärfer an, dabei ließ ihn die seltsame Eindringlichkeit der blauen Augen seines Besuchers nur schwer los: «Du bist Albert, der Sohn meines Bruders in Lauingen!» Er gab ihm die Hand: «Wie geht es deinem Vater?»

«Ich bringe dir Nachricht von ihm.»

«Du senkst die Augen, steht es nicht gut um ihn?»

«Es geht ihm gut da, wo er jetzt ist. Ich bringe dir seinen letzten Gruß, Ohm.»

«Tot?» Der Ohm wandte sich ernst und mit erbleichendem Gesicht ab. «Dann darf ich nicht willkommen sagen, doch leg deinen Reisesack ab, setz dich.»

Sie nahmen beide Platz, der Ohm stützte den Arm auf den Schreibtisch, um im Gefühl einer Schwäche einen Halt zu haben. «Wie starb er? War er lange krank?»

«In den letzten Stunden sprach er viel mit dir, er sah sich und dich wieder als Knaben.»

«Ja, wir waren in unserer Jugend unzertrennlich. Ich bin der ältere, 1165 geboren, an mir wäre zuerst die Reihe gewesen zu sterben.» Der Ohm wandte sich aus dem Stuhl dem Schreibtisch zu und hob einige Papiere auf, ohne sie zu lesen.

Albert sah seine Schultern im Schmerz zucken und wartete stumm.

Der Oheim begann das Gespräch wieder: «Wohin bist du unterwegs?»

«Ich bleibe in Padua.»

«Dann doch willkommen. Was hast du hier vor?»

«Zu studieren.»

Der Ohm sah betroffen nach dem Haar des Neffen, das an den Schläfen schon ein paar graue Fäden hatte: «Wie alt bist du?»

«Bald vierzig.»

«Einen so alten Studenten hat es an unserer Hochschule noch nicht gegeben. Was wird dein Studium sein?»

«Die sieben freien Künste.»

«Die kenne ich so gut wie du: Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, Dialektik, Grammatik, Rhetorik – das treibt hier ja jeder.»

«Bei mir sollen dazu kommen die griechischen Weltweisen, vor allem aber Naturkunde – die wird ja auf keiner anderen Hochschule gelehrt als hier in Padua.»

«Was hast du denn bisher zu Hause getan, darf ich das fragen?»

Der Neffe sah zu Boden: «Nicht viel, nur Bär und Wolf gejagt, den Tisch mit Wild versorgt.»

Der Ohm schwieg eine Zeitlang: «Dein Vater hat in seinen seltenen Briefen manchmal über dich geklagt.»

«Ich selbst war auch nie mit mir zufrieden.»

«Du hast dich nach dem Besuch der Schulen zu lange mit ausschweifenden Freunden versäumt, bei Wein und Tanz auf den Dörfern.»

«Das war früher – ja, es war ein heftiges Leben, fast wäre ich darin verkommen.» In Alberts Gesicht zuckte und riß es, er hatte offenbar die ersehnte Klarheit noch nicht gefunden.

«Ich muß deinem Vater einen Vorwurf machen, er war zu lässig mit dir, so konntest du natürlich nicht sein Nachfolger werden als Lehnherr in Lauingen.»

«Das wollte ich auch nicht, ich wollte nicht mein Leben festsetzen da. Ich wollte Ritterdienst nehmen und war zu einem Kreuzzug auf dem Weg nach Sizilien. Ohm, ich muß dir gestehen: da machte ich in Venedig das große Erdbeben mit, es sind ja noch die Trümmer der Städte überall hier zu sehen. Ich verzweifelte damals am Sinn der Welt und, ja, an Gott. Am Leib blieb ich heil, aber ich war in der Seele schmerzlich getroffen und kehrte nach Hause zurück. Ich vermochte auch die Menschen nicht mehr zu verstehen, die bei allem Erdenleid leichtsinnig dahinlebten, vermochte auch nicht mehr die Tiere zu jagen, ich gewann sie lieb, wie auch die Natur, ich lag meist unter freiem Himmel auf dem Rücken und sah den Wolken zu.»

«Und was willst du mit deinem Studium erreichen?»

«Ich will zuerst einmal hören, zu welchem Sinn der Welt die alten griechischen Weisen gekommen sind.»

«Nun, dein Vater hat dir genug hinterlassen, daß du dein halb versäumtes Leben vollends in Müßiggang vertun kannst. Aber befriedigt dich das denn selbst? Hast du denn nicht den Drang, endlich etwas Nützliches in der Welt zu beginnen?»

«Ohm, du bist unzufrieden mit mir, aber ich kann mit dir leichter sprechen als mit meinem Vater. Hör: ich glaube, das Schicksal hat mich nach Padua gedrängt, vielleicht zu dir. Ich habe ein Gefühl, daß hier in Padua ein Ereignis auf mich wartet und daß sich damit mein ganzes Leben ändert – wie damals



in Venedig, nur diesmal auf gute Art. Vielleicht mußte ich darum her. Vielleicht finde ich hier Rettung.»

Der Ohm sah es in den Augen des Mannes, der da vor ihm saß, tiefer brennen. Er schüttelte den Gedanken ab, daß man einen so versonnenen, das Leben offenbar zu tief nehmenden, noch immer der Verzweiflung nahen Menschen am besten seines Weges gehen lasse – es handelte sich doch um einen Grafen von Bollstädt, aus seinem Blute, den Sohn seines Bruders. «Möchtest du nicht versuchen, auf meinem Landgut tätig zu sein? Es liegt nahe vor der Stadt, auch ich habe durch das Erdbeben großen Schaden daran gehabt, trotzdem habe ich es in drei Jahrzehnten zu einem ansehnlichen Ertrag gebracht. Es sind genug Leute da, aber es wäre für einen tüchtigen Mann immer noch Platz.»

«Ein tüchtiger Mann auf einem Gut, das werde ich wohl nie werden.»

«Ich sehe, du schickst dich schwer ins Leben. Aber du bist ein Schwabe, kann sein, bei dir stimmt das Wort, daß die Schwaben erst mit vierzig Jahren sich selbst finden. Wohne in meinem Hause, besuche vorläufig nach deinem Willen die Hochschule. Reite aber öfter mit mir zum Gut hinaus und sieh, wie es dir gefällt. Nach einem halben Jahr werde ich dich wieder fragen, entscheide dich dann.»

Albert hob das Gesicht mit der übermäßig breiten Stirn zu dem Ohm auf: «Ja, ich danke dir.»

Beide standen auf.

Ein junges Mädchen trat auf den Ruf des Ohms ins Zimmer, südlich schwarzes Haar, nördlich blaue Augen.

«Meine Tochter Gabriela», stellte der Vater vor, «und das ist Albert, der Sohn meines Bruders in Deutschland. Mein Bruder ist gestorben, Albert will in Padua bleiben und studieren. Er wohnt bei uns, laß ihm ein Zimmer richten, er möge sich selbst eins aussuchen.»

Gabriela bot dem Vetter die Hand als Zeichen der Teilnahme und Begrüßung zugleich, aber auch mit starker Neugier. Sie gingen zusammen die Treppe hinauf, noch fremd und schweigsam. Doch fühlte Albert, daß ihm in diesem Hause Kraft zuströmte – vom Ohm oder diesem Mädchen.

## Der Gottsucher

ZUNÄCHST LIESS ER SICH IN DIE MATRIKEL der Universität einschreiben, der spöttischen Verwunderung über den vierzigjährigen Studenten durfte er nicht achten.

Durch das Halbdunkel der Hörsäle in Padua schimmerte viel Blondhaar deutscher Studenten. Daß an dieser Hochschule auch Naturkunde gelehrt wurde, ließ Alberts schwäbische Seele bald weniger in der Weltweisheit Sättigung suchen, als in der Natur selbst. Sie zeigte ihm hier ein neues Gesicht, das verstärkte seine Hingezogenheit.

Tägliche Wege brachten ihn mit einigen jüngeren Gefährten vor die Stadt. Oft blieb er noch draußen, wenn die Freunde heimkehrten. Dann saß er wieder wie in der Heimat an der Erde, sah Sonne und Mond nieder- und aufgehen, die Sterne sich entzünden. Aber eins war jetzt anders: nicht mehr träumerisch, sondern mit erwachten Sinnen beobachtete er Wolken und alles, was auf der Erde war, Wasserläufe, Pflanzen, Tiere. Und er tat noch einen Schritt weiter: er schrieb nieder, was er sah.

Bald vermochte er merkwürdige Erscheinungen der Natur ahnungsvoll zu erklären, hinter denen seine Zeit noch die Wirksamkeit böser Geister argwöhnte. Seine Gefährten kamen immer öfter zu ihm und fragten ihn um Deutung solcher Rätsel.

Er machte kurze Reisen und kletterte in Bergwerken herum, um dem Herzen der Erde näher zu kommen. Er ließ sich von Landleuten, Handwerkern, Kaufleuten über den Zusammenhang ihres Tuns mit Wetter und Jahreszeiten unterweisen, fragte Seefahrer nach Klima, Tieren und Pflanzen fremder Zonen, und füllte sich auf diese Art inbrünstig die Welt voller aus.

Die Natur hörte für ihn auf, nur da zu sein, etwas, das die Menschen hinzunehmen haben, wie es ist. Sie wurde ihm Schöpfung, wer aber war der Schöpfer? Das war die Frage, die sich fordernd, quälend vor ihm auftat. Der Name Gott genügte ihm nicht. Was will Gott mit seiner Schöpfung? Warum macht er sich die Mühe dieses Werks? Es muß dem Werk doch ein Sinn zugrunde liegen, ein Sinn all diesen Unvollkommenheiten, den Schmerzen und Leiden, den Versuchungen, ein Sinn dem, was allem Leben endlich unabwendbar folgt: dem Tod.

Ja, der Tod macht erst das Leben. Leben und Tod sind untrennbar, eines ohne das andere nicht zu denken. Also gilt es, vor der Wirklichkeit nicht die Augen schließen, die Wahrheit auf sich nehmen, das Notwendige nicht beklagen, das Unabwendbare nicht fürchten, ernst aber hochgemut dennoch das Leben fruchtbar machen.

Aus der Natur ist Albert nach langem Ringen zu dieser Erkenntnis gekommen. Er ist entschlossen, die Erkenntnis nicht Traum werden zu lassen, sondern sie in ein Tun zu wandeln. Aber welches Tun? Was soll er beginnen, um als der neue Mensch, der in ihm im Werden ist, vor allem die Forderung eines fruchtbaren Zusammenlebens mit den anderen Menschen zu erfüllen, denn hiervon kommt ihm ja die schmerzlichste Not.

Soll er Lehrer der Naturkunde werden in Padua, wie der Ohm spöttisch fragt? Das wäre viel, aber zu wenig für ihn, denn er sieht ja nun hinter der Natur immer Gott. An Gott muß er her-

an, Gott muß er erkennen. Aber dafür muß er einen anderen Weg beschreiten, den in sein eigenes Innere.

Doch dann kommt er wieder dahin, wohin ihn einst der Schrecken des Erdbebens schleuderte – und wäre bei allem Drang zur Erkenntnis in einem Kreis gegangen wie ein Verirrter in der Wüste.

Die Stirn heiß vom Suchen, ging er durch die entlegenen Straßen der Stadt, fern von den Gefährten, er wollte einsam ringen. Die Frauen sahen ihn an, viele lockend, andere mütterlich, teilnehmend, da sie ihn traurig sahen. Eine kam öfters ernst und mit gesenktem Blick an ihm vorbei. Einmal hob sie ihre Augen groß auf, ihrer beider Augen tauchten tief ineinander. Albert erschrak seltsam. Kam nicht auch dies, daß Mann und Frau ist, geteilt und zu sehnsüchtiger Einigung gezwungen, von Gott, dem Schöpfer alles dessen, was ist? Darf Albert das auf seiner Suche vergessen?

Im Hause war Gabriela, von einer italienischen Mutter, so vereinte sie nordischen Ernst mit südlicher Heiterkeit. Die strenge Sitte des Südens hielt die beiden entfernt, aber sie sahen sich außer bei den Mahlzeiten doch oft genug am Tag, um sich an einander mit kleinen Scherzen zu freuen. Sie nähte ihm die Risse am Gewand, die er vom Umherschweifen in der Landschaft heimbrachte, sang bei geöffneter Tür zur Mandoline italienische Lieder. Ist das, Albert, nicht auch Leben, dir von Gott dargeboten?

Aber dieser suchende Vierzigjährige war nicht nur ein aufrichtiger, in sich versenkter Mann, sondern auch ein Mann mit verborgenem Feuer im Blut, der aus dem schmerzlichen Trieb zur Wahrheit, das, was er tat, ganz tun mußte. Ihm war, nach einem geheimen Befehl in seiner Brust, nicht erlaubt, nur das zu tun, was alle tun. Er mußte ein Besonderes tun, nur vermochte er noch nicht dahin zu finden.

Außerdem hatte er eine in Sinnenleben und Traum verlorene Lebenshälfte hinter sich, er mußte nun um so mehr leisten. Er

hatte darum auch nicht viel Zeit, sich noch einmal zu versäuen. Wenn er mit Gabriela flüsternd scherzte, halb bereit, den irdischen Weg aller zu gehen, ward der heimliche Ruf in ihm laut. Er ließ von diesem Wege ab, aber er sah den neuen Weg nicht, der lähmende Traumbann drohte wieder über ihn herzufallen, ein qualvolles Gewicht.

Manchmal und immer häufiger besuchte er die Kirche der Predigerbrüder des neuen Ordens der Dominikaner, nach dem Vorbild des Franz von Assisi gegründet. Hier hörte er von einer frohen Zugewandtheit zur Welt sprechen, von einer Liebe auch zum Geringsten in der Schöpfung: unter diesem Zeichen begann das neue Jahrhundert. Albert horchte auf, er fühlte sich mächtig angerührt, aber das rechte Wort blieb doch noch aus.

Zur Stunde, da es notwendig war, kam das Ereignis, auf das er in sich ahnungsvoll wartete: eines Abends traf Jordan von Sachsen, der Hochmeister des Ordens, in Padua ein, zu Fuß, im Staub der Straße, in weißer Kutte mit schwarzem Überwurf.

Ihm ging ein weiter Ruhm voraus. Die Studentenschaft drängte mit ihm in die Kirche, ihn zu hören.

## Jordan von Sachsen

WIE EIN STURMWIND, der nicht lange bleibt und darum seine Kraft in Heftigkeit zusammenfaßt, kam dieser Mann über Padua.

Noch jung, hager, eckig, mit starken Zähnen schien er wildens, alles, was widerstehen wollte, wie ein Wolf niederzureißen. Jeder Muskel in seinem Gesicht zeigte Anspannung, dabei sahen die grauen Sachsenaugen das, wohin er die Menschen führen wollte, den Himmel, niemals an, auch die Häuser an der Straße und die Vorübergehenden nicht, nur den, mit dem er sprach und rang, den Kopf vorgebeugt und zugewandt, so daß er seinem Begleiter, der neben ihm ging, fast von vorn ins Gesicht sah. Keinen, den er in der Gewalt seiner Augen, in der Zange seiner Worte eingefangen hatte, ließ er eher los, als bis er ihn auf dem zu gehenden unsichtbaren Weg so weit gebracht hatte, wie er sich für diesen Tag vorgenommen. Gern zwang er den andern zu fragen und gab dann eine Antwort, die wiederum eine, oft den Schüler selber schmerzende Frage notwendig machte. Dabei wurde der Meister nicht heiß, sondern blieb voll Ruhe, ein Mann aus dem kühlen Norden.

Verwunderlich begann er manchmal mitten im Kampf der Überredung ein derbes Lachen und blieb dabei stehen. Er hatte zwei Menschen in sich: einen von höchster Geistesbildung, von göttlichem Auftrag erfüllt, zum Ordenshochmeister über

zehntausend Brüder erwählt, und den Bauernsohn, der in dem Hochmeister unzerstörbar stecken geblieben war und auch Augen behalten hatte für das, was an den Menschen, aber auch an ihm selbst lustig zu beobachten war. Diese Zweiheit gab seiner Natur einen gesunden Ausgleich, der ihn vor allzuferne Ent-rückung in seine Gedankenwelt bewahrte. Mancher Schüler wurde ihm gerade durch diese Menschlichkeit gewonnen.

Nach 21 Jahren besaß der Orden der Predigerbrüder über 300 Klöster von Schottland an über alle Länder bis nach Afrika und Asien. In der Nachfolge der zarten Lehre des Franz von Assisi wanderten die Mönche barfüßig in harten Sandalen, nur von Almosen lebend, von Kloster zu Kloster. Als Jünger aber des welterfahrenen Dominikus aus Kastilien gründeten sie ihre Niederlassungen nur in Städten, denn sie wollten Gott nicht mit einsamem Gebet in entlegenen Tälern dienen, sondern an die Menschen herangehen und nicht nur an die Armen und im Geist Einfältigen, sondern auch an die Studierenden, Schrift-kundigen und Gelehrten, durch Unterweisung auf Hochschu-len, durch Predigt und Seelsorge. *Salus animarum per prædi-cationem*, Heil der Seelen durch Predigt – ist ihr Wahlspruch, darum hießen sie auch die Predigerbrüder. Bei den Franziska-nern predigten Laien, bei den Dominikanern geweihte Priester, aber ebenso freiwillig arm wie jene.

Nichts hatte so sehr die innere Notwendigkeit der beiden Orden einer edlen Armut bewiesen wie ihre schnelle Ausdeh-nung. Bettelmönche nannte sie das Volk, aber in dem Namen war kein Schimpf, sondern nur Zuneigung ausgedrückt.

Neben dem Machtglanz der Hohenstaufen, dem Märchen-rausch der Kreuzzüge, verlangte die Ahnung der Zeit umso-mehr nach einer Rückführung des christlichen Glaubens auf seine einfache Wurzel und, ohne Widerspruch dazu, nach einer Stärkung seines Gedankenbaus durch die griechische Weltlehre.



Jordan von Sachsen, Hochmeister der Dominikaner, kaum in Padua angelangt, ließ sogleich eine Anzahl weißer Kutten und schwarzer Überhänge herstellen, für die Studenten, die in den Orden eintreten würden. Er wurde gewarnt, sich nicht zu viel zu erhoffen, da das hier bestehende Kloster die Anziehungskraft des Ordens bereits gesättigt hätte. Ich habe mich darin noch nie getäuscht, sagte er mit seinem Bauernlachen und wirklich blieb ihm keine Kutte zurück. Am heftigsten suchte ein Arzt in Verticelli die Jugend vor diesem Menschenfänger, wie er ihn nannte, zu behüten, aber gerade er wurde einer der ersten, die in den Orden eintraten.

Albert war täglich unter der dichten Menge, die sich zu Jordans Predigten und Unterweisungen in die Kirchen und Säle drängte. Er saß, an Knien und Schultern von beiden Seiten eingengt, stets dicht vor Kanzel oder Katheder, der worthungsrigste aller Hörer. Und nun bekam seine Seele die eigenen undeutlichen Gedanken, ja die eigenen noch ungewissen Worte als himmlische Speise zugeworfen.

Jordan rief: «Gott hat die Erde geschaffen, sah an alles und siehe, es war sehr gut! Also hat er die Erde sich zur Freude gemacht und war zufrieden damit. Und wir wollen unzufrieden sein? Undankbar? Wir wollen die Erde und unser Leben darauf mißachten? Wir wenden uns von seinem Geschenk ab und ungestüm der oberen Welt zu, wo er selber wohnt?

Warum denn wohl hat Gott die Welt geschaffen? Uns zum Ärgernis, zur Qual, zur Befriedigung niederer Lüste? Was sollte das für einen Sinn haben? Nein! Uns zum würdigen Aufenthalt, zur Bejahung des Lebens auf ihr, nichts kann so gewiß sein, mag es uns auch oft schwer und qualvoll werden. Das Schwere und Qualvolle hat Gott offenbar mitgeschaffen, also muß dem ein Sinn zugrunde liegen.

Wir müssen Schmerz und Leid auf uns nehmen, ebenso willig wie Freude und Glück, ohne unnütze Klagen.

Das wäre schließlich nur eine Klugheits- und Gesundheitsregel. Aber die dem Menschen gestellte Aufgabe ist weit größer, erhabener: er ist auf einem Wege, alles Geschaffene ist auf einem Wege und wandelt sich, Tiere, Pflanzen, Berge, Meere, selbst die Sterne und sogar der Gipfel der Schöpfung: der Mensch. Wohin führt sein Weg? Wohin könnte er anders führen als zu Gott? Nun haben Leid und Schmerz ihren Sinn; sie sind Stufen, die wir ersteigen und unter uns lassen müssen, damit wir, von irdischem Gewicht erleichtert, unbeschwerter bergan können. Jetzt erkennen wir: alles Leid ist gut.

Viele von euch haben die neuen Kathedralen gotischer Art gesehen. Noch nicht hier, aber in Deutschland und Frankreich stehen sie schon zahlreich. Mit Säulen, Fialen, Türmen, hohen zugespitzten Fenstern streben sie in einer einzigen machtvollen Bewegung, die selbst, o Wunder, den Stein ergriffen hat, nach oben, während sie zugleich fest, breit, weltgenügsam auf der Erde wurzeln wie blühende Gottesbäume. Diese Bauten – welche Zeiten könnten sichtbarer sein dafür, was in den Seelen der Menschen dieser Zeit auferstanden ist, in uns, in jedem von euch, in dir da, in dir dort und hinten in dir, erkennt es!

Es gibt ein Wort des Kirchenvaters Augustinus: Alles Sein ist auf das höchste Gut gerichtet, auf Gott, ihm will ich aus brennendem Herzen das Lied der Stufen singen! An dieses Wort erinnere ich euch, es sind die Stufen der Schmerzen und der Not. Wer auf dem Wege schwach wird, bedarf der Hand eines Starken. Die Starken sind aufgerufen: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Dieses alte einfache Wort kann die Welt umstürzen und erneuern, es ist das Wort, das den Menschen über das Tier erhebt. Aber so hoch ist das Wort und so schwer seine Erfüllung, daß es immer nur ein Ziel sein kann, nur sehr wenige kommen dem Ziel etwas nahe. Umsomehr müssen wir uns darum mühen und dieses Leben der Mühe heißt dann: schon auf dieser Erde mit Gott leben.

Die letzte Erfüllung aber kann das Wort erst im Jenseits finden und das heißt dann: die Nachbarschaft Gottes erreicht haben.

Meine Lieben, ihr seht: die Welt ist nie fertig, so wollte Gott sie nicht, er arbeitet weiter an ihr, er ringt mit ihr voll Leidenschaft, wir müssen ihm helfen, dann erst sind wir seine Kinder, das ist unsere Aufgabe auf dieser Erde. Unser Opfer, unsere Liebe haben ihren Lohn in sich selbst; sie allein sind das Erdenglück, wonach wir alle so unablässig suchen.

Scheint es euch zu gering? Versucht es, erst im Kleinen, und ihr werdet finden, wie groß es ist und wie die Menschen strahlen, die es sich errungen haben. Und es ist doch nur die Schwelle zu der Seligkeit des Jenseits, von der ich nicht reden kann, weil niemals irdische Worte auszureichen vermögen, sie zu beschreiben, nicht einmal irdische Gedanken, sie zu denken.

Also ist es und bleibt es: durch Überwindung aller Not zu Gott empor, das ist der Sinn der Welt, anders geht kein Weg. Aber versucht es und glaubt, schon der Weg macht freudig, denn an seinem Ende wartet das Licht.»

Der Hochmeister, während er sprach, sah unter den Studenten in der ersten Reihe immer den einen älteren, der mit vergrübeltem Gesicht, wuchtiger Stirn, innere Glut in den Augen, den Kopf hoch zu ihm aufgehoben hielt. Auch bei den nächsten Gelegenheiten sah er ihn, immer mit dem gleichen selbstvergessenen Eifer. Nur an den Abendgängen, die Jordan mit seinen Schülern vor die Stadt machte, nahm er nicht teil. Doch war an dem zusehends abmagernden Gesicht zu erkennen, daß dieser Zuhörer der tiefst aufgewühlte von allen war.

Jordan senkte seine Augen öfter in die Augen dieses einen, während er predigte oder vom Katheder sprach, er befragte die Gefährten nach ihm und eines Abends kam er mit raschem Schritt und lud ihn zu einem Weg vor die Stadt mit ihm allein ein.

Es gab vor diesem befehlerischen Wunsch keine Weigerung. Doch spürte Jordan bald, daß er bei diesem Begleiter nicht auf Fragen warten durfte, sondern selbst fragen mußte, um in die Seele des hartnäckigen Stummen einzudringen, der einige Jahre älter war als er selbst. Doch: war er seiner Jahre wegen auch nicht so leicht umzubilden wie die jungen Hörer, so lohnte sich die Mühe umso gewisser, des Meisters geübter Blick erkannte es.

Albert fühlte den fremden Willen über sich und wehrte sich durch störrisches Schweigen. Wonach er verlangte, das hörte er ja bei den Predigten und Unterweisungen, er mußte in der Stille der Nächte allein damit ringen.

Aber des Meisters Wille war stärker. Als Albert an einem Abend ausblieb, kam Jordan ohne Umstände auf sein Zimmer herauf und holte ihn zu des Ohms Verdruß zum Abendgang vor die Stadt. Des Meisters Kunst, Menschen zu lenken, ließ ihn von nun an jeden Zwang, ja jede erkennbare Absicht, diesen Schüler zu gewinnen, vermeiden.

Er erzählte statt dessen wie ein junger Schwärmer von seiner geistigen Freundschaft mit einer seltenen Frau, Piana von Andalò, Priorin des Ordens-Klosters in Bologna. Er las Briefe von ihr vor und auch seine Antworten darauf. Es gab hier dieselben Fragen, die Albert in den Nächten sich stellte – nun hörte er die Antwort in Briefen, die Jordan auf seinen Wanderungen geschrieben hatte und die von einer überraschenden Zartheit erfüllt waren. Es schienen die Briefe dieser Frau von Albert selber geschrieben zu sein und er selber ihr zu antworten, so verwandt fühlte er sich beiden, der Frau und dem Manne.

Als er eines Morgens dazu kam, wie Jordan, Herr über zehntausend Mönche und Nonnen, die hochgelehrt und unter dem Gelübde völliger Besitzlosigkeit der selbstlosen Menschenliebe lebten, seine kostbare Bibel verpfändete, um Schulden zu bezahlen von Studenten, die in den Orden eintreten wollten – da